

Schnee von gestern oder die Geschichten von morgen:

Das *vorarlberg museum* erzählt

Medienempfang Land Vorarlberg – Montag, 16. Jänner 2012

Geschätzte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, ich darf Sie anlässlich des Medienempfangs ebenfalls herzlich willkommen heißen und mich gleichzeitig bei den Verantwortlichen dieser Veranstaltung für die Einladung herzlich bedanken.

Das beherrschende Thema der Medien in den ersten Tagen des neuen Jahres war der Schnee. Nachdem hier kaum einer zu finden ist, habe ich ihnen heute ein bisschen Schnee aus dem *vorarlberg museum* mitgebracht. Ich weiß schon, wenn sie „Museum“ hören, rechnen sie mit „Schnee von gestern“ oder gar von vorgestern, aber das dem nicht so ist, sollen die nächsten Minuten aber vielmehr noch das *vorarlberg museum* ab 2013 beweisen. Der angesprochene Schnee ist hier auf einem Motivbild aus dem Bestand des *vorarlberg museums* dargestellt und hat in der letzten Ausstellung des alten Vorarlberger Landesmuseums eine besondere Rolle gespielt, war doch dem Schnee gleich eine ganze Sonderausstellung gewidmet. Das Motivbild selbst wurde auch gezeigt, allerdings hat das Objekt im Kontext der Sonderschau eine, wenn man so will, ambivalente Rolle gespielt. Das Motivbild ist künstlerisch betrachtet wenig wertvoll und war in dieser Ausstellung, die sich ja in erster Linie der Kunst verschrieben hatte, quasi als Anhängsel an einem Nebenschauplatz positioniert worden. Die Information dazu war sehr schmal, erfuhr die Besucherin respektive der Besucher lediglich, dass das Bild ein Lawineneunglück aus dem Montafon darstelle, welches sich 1793 zugetragen habe, und dass dieses Bild nur eine von Andreas Amann gemalte Kopie eines Originals sei, welches sich in der Rütner Kapelle befinde.

Die klassische Volkskunde definiert ein Motivbild in etwa so: Es handelt sich um Bilder, die aus einer Bitte oder einem Dank heraus geschaffen beziehungsweise gestiftet wurden, und die als kennzeichnende Merkmale einen oder mehrere Stifter, dann das von den Stiftern angesprochene Gnadenbild (meistens Maria, wie oben in der Wolkengloriole zu sehen) sowie einen Anlass kennen, der sich aus dem Bildinhalt und beziehungsweise oder aus einer Inschrift ergibt.

Im Hinblick auf die nähere Betrachtung ist unter anderem die Wissenschaft der Volkskunde, heute als „Europäische Ethnologie“ bezeichnet, zu bemühen. Ich könnte Ihnen hier etwas von barocker Volksfrömmigkeit, lokalem Wallfahrtswesen und Versicherungsschutz in früheren Jahrhunderten erzählen. Ich könnte auch Fragen aufwerfen, wie zum Beispiel: Warum gibt es bei

uns keinen eigenen Schutzheiligen oder eigene Schutzheilige gegen die Gefahren des Schnees? Ich tue das nicht, auch wenn ich gleich festhalten will, dass der Wissenschaft in der Arbeit des *vorarlberg museums* künftig einen breiteren Raum zugeteilt wird.

Dieses hier beim Medienempfang gezeigte und in der Ausstellung „Schnee“ so knapp beschriebene Motivbild eines Lawinenunglücks erzählt eine Reihe von, wie ich meine, spannenden Geschichten, die nach meinem Verständnis neben dem Präsentieren der Objekte auch Gegenstand eines modernen Museums sein sollten. Ich möchte in den nächsten Minuten ein paar dieser Geschichten erzählen und Ihnen damit einen Eindruck geben, auf was sie sich im künftigen *vorarlberg museum* gefasst machen dürfen beziehungsweise welche Grundsätze unter anderem die Arbeit im Museum in den nächsten Jahren mitbestimmen werden.

2 Kindheitserinnerungen

Die erste Geschichte im Zusammenhang mit dieser Motivtafel sind Kindheitserinnerungen. Eigene Kindheitserinnerungen an dieses Bild habe ich nicht, aber der Name des Kopisten Andreas Amann – Maler und Restaurator in Schlins, gestorben 1977 – dieser Name weckt zumindest Erinnerungen daran, wie mein Vater mich, damals war ich noch Volksschüler, mit ins Atelier von Andreas Amann nahm. Einen sehr netten älteren Herrn habe ich noch vor Augen, und vor allem meine ich mich noch zu erinnern, wie Andreas Amann auf unseren gemeinsamen Vornamen anspielte. Aber lassen wir das!

Ich habe vorher auf die ambivalente Rolle des Objekts in der letzten Sonderausstellung und auf sein eher stiefmütterliches Dasein im Ausstellungskontext verwiesen. Es ist tatsächlich so, dass nämlich das Bild im opulent gestalteten Begleitkatalog eine prominente Rolle einnahm beziehungsweise einnimmt – den Katalog gibt es noch. Dort ist es im zweiten Beitrag gleich zu Beginn großformatig und farbig abgebildet und im Text umfangreich beschrieben. Autor dieses Beitrags ist der aus Vorarlberg stammende und in Tübingen lehrende Volkskundler Bernhard Tschofen. Klar, werden sie sagen, ein Volkskundler hat sich schon eher mit einem Motivbild zu beschäftigen, wobei dazu gleich hinzugefügt werden muss, dass Bernhard Tschofen im gegenständlichen Fall vor allem und zunächst auf eigene Kindheitserinnerungen an die Lokalität der Darstellung und an das Bild zurückgreift und somit auch eine Art vorprofessionelle Note ins Spiel bringt.

Erlauben Sie, dass ich nun doch die Wissenschaft strapaziere und durchaus umfangreich aus der Beschreibung Tschofens zitiere – Tschofen schreibt einleitend, ich zitiere: „Das Bild zeigte Vertrautes und Fremdes, denn während in der unteren Bildhälfte das freundliche Weiß des Winters herrschte, wälzte sich in der oberen bräunlicher Schnee – zu schwer anmutenden, gleichwohl wolkenartig wirkenden Gebilden geformt, sich auftürmend, Bäume mit sich führend und Gebäude zerstörend – über die Geländekante des Rütitales, halbwegs zwischen der Kapelle und unserem Haus gelegen.“ [vorläufiges Zitatende]

Ok, hier erfahren wir also schon Genaueres: Das Lawinenunglück trug sich im Rütital, das ist ein Seitental auf dem Weg nach Gargellen, also im Montafon, zu ... und: die Familie Bernhard Tschofens besitzt dort in unmittelbarer Nähe ein Haus. Seine Kindheitserinnerungen werden so also, zum Teil zumindest, verständlich.

Ich zitiere weiter aus dem Beitrag Tschofens: „Kein Wunder also, dass das Bild der solchermaßen verorteten historischen Katastrophe uns beschäftigte, zumal auch Kinder im Bild waren. Sie waren den zwei Gruppen zugeordnet, die so viele Rätsel aufgaben und vermutlich bald auch unseren Eltern nach dem Sinn des Dargestellten fragen ließen. In der linken Bildhälfte standen und knieten Frauen und Kinder in einer Tracht, die uns noch altertümlicher erschien als die der alten Frauen in der Kirche. Sie hielten Kerzen in Händen – hier täuscht Tschofen im Übrigen seine Erinnerung, wie sie selbst sehen können – und waren seltsam unbewegt arrangiert. Auf der rechten Bildhälfte sah man dagegen Leute aus dem Haus talwärts und gewissermaßen aus dem Bild laufen. Sie waren für uns ebenso merkwürdig gekleidet, aber was sie anhatten, erinnerte eher an die Trachtengruppe und an die Kinder, die im nahen Laden von den Postkarten und Prospekten lachten. Überhaupt schienen sie fröhlich zu sein, und wir begriffen bald, dass es sich um Fliehende und Gerettete handeln müsste, während sich uns der Sinn der Betenden rechts wohl lange nicht erschlossen hat. So sahen für uns keine Lawinenopfer aus, und wir verstanden nicht, wie und warum Tote überhaupt ins Bild kamen.“ [Zitatende]

Ja, genauso ist es: Verstorbene werden auf Motivbildern in der Festtagstracht abgebildet, Kreuze (und nicht Kerzen!) über ihren gefalteten Händen liefern den eigentlichen Beweis. Wir sehen also, dass dieses Lawinenunglück, das sich im Gargellental zugetragen hat, sechs Menschenleben gefordert hat. Die anderen im Bild zu sehenden Personen haben das Unglück offensichtlich überlebt und der Art der Darstellung nach zu urteilen, ist ihnen das durch Weglaufen gelungen. Warum das Bild 1793 geschaffen worden sein soll, ist zunächst unklar und erschließt sich erst beim Blick in die Kapelle. Dort befindet sich nämlich ein zweites, allerdings völlig anders

gemaltes Votivbild, das in der dort vorhandenen Inschrift von einem Lawinenunglück von 1793 spricht.

Bernhard Tschofen erwähnt übrigens im Katalogtext noch, dass die Größe und Ausführung des Votivbildes durchaus die Besonderheit des Ereignisses markiert. Dass dem tatsächlich so ist, soll ihnen die zweite Geschichte belegen, die ich anschließen möchte.

3 Das Tagebuch eines Auswanderers

Im Jahr 2003 hat eine Frau Inge Bacher aus Bürs im Rahmen der Bludener Geschichtsblätter Texte veröffentlicht, die einem Tagebuch eines Montafoner Frankreich-Auswanderers entnommen worden sind. Es handelt sich um die Aufzeichnungen eines gewissen Bartholomä Marlin, der vermutlich 1801 in St. Gallenkirch geboren wurde und wohl 1878 in Frankreich gestorben ist. Ich zitiere im Folgenden aus dem Tagebuch Marlins, aufgeschrieben übrigens 1855 in Epinal in Lothringen:

„Im Jahre 1817 fiel im Winter ein so ungeheuer großer Schnee, es schneite den ganzen Februar, März, April ohne aufhören, bald regnete es wieder, dann schneite es wieder, und fürchterliche Sturmwinde wehend. Zu St. Gallenkirch geschahen große Unglücke wegen den Schneelawinen, auf der Reute hatte es 12-13 Schue Schnee, am 9. März an einem Sonntag kam die Schnee Lawine aus dem Reutethal herab zwischen 11 und 12 Uhr Vormittag, als eben die Leut aus der Kirchen kamen. Ich war der Erste, als ich etwa ein Büchsen Schuß ob dem Fastermanscher Haus war, so sahe ich auf der ganzen Reute alles voll Staub, ich sprang wieder zum Fastermanscher Haus hinab, und rufte soviel ich rufen konnte, die Lawine kommt, Herr Anton Wimmer k.k. Zolleinnehmer und seine Frau kommen eilends heraus, Joseph Anton Bertle Mahler kam auch von der Kirchen, Joseph Anton Bertle sprang voran, und ich ihm nach, nach mir kam ein Knab von 12 Jahren mit einem kleinen Kind auf den Armen, welche beide dem Joseph Schwarzmann gehörten, und noch ein anderes Knäblein von 4 Jahren war noch im Haus und rufte zum Fenster hinaus, Ach Vater laß mich auch mit, den zwei Knaben folgte Herr Einnehmer und seine schwangere Frau, welche noch ein 5jähriges Knäblein an der Hand führte. Die Lawine folgte uns auf dem Fuß nach. Ich und der Bertle mochten noch entgehn, weil wir neben dem Schafschermer unter einen Felsen hinauf flohen, der Knabe des Joseph Schwarzmann, welcher mir nachfolgte, wollte einem Kirschbaum, welcher unter dem Stall stand, zuflihen, zum Glücke aber hat sich die Lawine geteilt, ein Teil ginge über die Wiese des Joseph Schwarzmann hinab bis in das Wasser.

Der andere Teil der Lawine, welcher uns nachfolgte, ginge neben dem Schafschermer bis mitten auf die Almen. Herr Wimmer und seine Frau wurden von der Lawine zugedeckt, sein Söhnlein habe ich und der Bertle mit einem Messer ausgegraben und ist er nach 6 Wochen gestorben, ums Leben sind gekommen Herr Anton Wimmer und seine schwangere Frau und sein Söhnlein, so auch ein Knäblein des Joseph Schwarzmann, welches im Haus war, zwei alte Weiber, Maria Anna und Katharina Schwarzmann, welche auf der oberen Reute außen gegen den Berg in einem Hause wohnten, und am Abend vorher in ein Haus gingen, welches ober dem Fastermanscher Haus unter einem Felsen stand, jenes Haus, aus welchem sie flohen, blieb unversehrt, und im anderen, welches man sicher glaubte, kamen sie ums Leben.“ [Zitatende]

Geschätztes Publikum, mit diesen Tagebuchaufzeichnungen wissen wir mehr. Das Unglück trug sich im März 1817 zu. Es ist nicht nur ein erschütterndes Dokument über das Leben in den Bergen generell, sondern aufgrund seines zeitlichen Zusammenhangs dokumentiert dieses Motivbild auch eine der schlimmsten Klimaperioden der jüngeren Vergangenheit. Die Zeit zwischen 1812 und 1817 gilt als ein negativer Höhepunkt der als „Kleine Eiszeit“ bezeichneten Periode zwischen dem 14. und 19. Jahrhundert. Die Ursachen sind vielfältig, dazu zählen auch Umstellungen der allgemeinen Zirkulation der Atmosphäre mit verstärkter Zufuhr kühlerer Luftmassen aus Nordosteuropa und einem eher schwach entwickelten Azorenhoch in den Sommermonaten; dazu zählt auch die längerfristige Abschwächung der Sonnenaktivität zwischen etwa 1790 und 1830, die weniger solare Energiezufuhr auf der Erde bedeutete.

Und dann ist da noch der im April 1815 erfolgte Vulkanausbruch des Tambora in Indonesien, wohl der stärkste Ausbruch seit über 20.000 Jahren, der aufgrund seiner gewaltigen Eruption große Mengen von Asche in die höhere Atmosphäre gelangen ließ. Europa und Nordamerika wurden von der reduzierten Sonneneinstrahlung im Besonderen getroffen, 1816 gilt als das kälteste Jahr dieser so genannten „Kleinen Eiszeit“; die Geschichte spricht für Europa und Nordamerika für das Jahr 1816 von einem „Jahr ohne Sommer“. Aufzeichnungen aus dem benachbarten Engadin vermerkten für den Sommer 1816 gleich 19 mal Schneefälle in den Alpreigionen.

Die ausfallende Ernte provozierte 1817 eine der größten Hungersnöte, die in unserer Geschichte bekannt ist. Die Chronik will wissen, dass 1817 – übrigens im gleichen Ort, wo das Lawinenunglück passierte, drei ältere Menschen wie die Schafe auf der Wiese weideten, weil es diesen Menschen an entsprechenden Nahrungsmitteln fehlte. Eine inzwischen verloren gegangene Hausinschrift aus dem Jahr 1817 bestätigt diese Beobachtung, ich zitiere die

Hausinschrift: „Als man zählte 1 und 8, dazu noch 1 und 7, hat man dieses Haus gebaut und diesen Vers geschrieben. In diesem Jahr war eine große Hungersnot, viele Leute ernährten sich von Gras und hatten gar kein Brot. Wenn die Menschen würden besser leben, könnte Gott auch bessere Zeiten geben.“ Scheinbar unaufgeklärte Zeiten gaben also auch gleich noch einen Ratschlag, wie diesen Katastrophen wirksam begegnet werden könnte – ein Rezept, das aber in den letzten Jahren auch noch nach den Ereignissen in Thailand oder Haiti mancherorts gerne verschrieben worden wäre.

4 Die Geschichte der Grenze

Wenn wir die Beschreibung des Auswanderers aufmerksam und im Detail mit dem Motivbild vergleichen, dann hat es zunehmend den Anschein, als ob die Erzählung an erster Stelle steht und das Bild eine volkskünstlerische Festhaltung der Geschehnisse darstellt, die zeitlich der Erzählung folgte. Wie haben Menschen früher Erinnerungen festgehalten, die sie für besonders erachteten. Sie haben sie weiter erzählt und irgendwann begonnen, diese Erinnerungen aufzuschreiben. Je nach Grad der Besonderheit wurden dann auch noch die schriftlich festgehaltenen Erinnerungen weiter und weiter abgeschrieben.

Das Motivbild zeigt uns eine weitere Geschichte, die aktuell mit jedem Jahr weniger verständlich wird. Es ist der Hinweis auf den K.K. Zolleinnehmer, der im 19. Jahrhundert noch sein eigenes Haus im Gargellental besaß. Grenzgeschichten möchte ich Ihnen mangels der zur Verfügung stehenden Zeit nicht erzählen – sie würden zweifellos einen ganzen Abend füllen, aber der Hinweis auf den bei dieser im Bild festgehaltenen Kapelle vorbeiführenden alten Handelsweg der ViaValtellina und auf die illegalen Grenzübertritte sei hier gestattet. Was bei den Schmugglern romantisch anmutet, wird bei den Flüchtlingsschicksalen im Dritten Reich in vielen Fällen brutalste Vergangenheit.

5 Die Geschichte des Malers

Kommen wir zu einer weiteren schicksalhaften Fügung, die sich aus den Geschehnissen von 1817 im Gargellental ergibt. Ein Aspekt, der sich aus dem Erinnerungstext nicht aber aus dem Bild ergibt, ist nämlich der Hinweis auf den Maler Josef Anton Bertle. Wäre er in die falsche Richtung gelaufen oder auch nur den Bruchteil der Zeit zu langsam, dann hätte es keine

Künstlerfamilie Bertle gegeben. Es hätte eben keinen Josef Anton gegeben, der als spätbarock denkender Autodidakt vielleicht sogar für dieses Motivbild verantwortlich war, es hätte keine Spätnazarener Franz und Jakob Bertle gegeben, vor denen so gut wie keine Kirche in Vorarlberg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sicher sein sollte. Es hätte keinen Hans Bertle gegeben, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr als 2000 Gemälde schaffen sollte, und es hätte keinen Hannes Bertle gegeben, der im Nachkriegsmontafon zahllose Nächte mit Hugo Schönborn, übrigens dem Vater des Kardinals Christoph Schönborn, über die moderne Kunst diskutierte und zweifellos ein- ums andre Mal auch den Konservatismus beklagte. Eine kleine Notiz aus dem Tagebuch des Auswanderers eröffnet uns heute eine neue Sichtweise, die dem Konjunktiv Tür und Tor öffnet und die Kunstgeschichte dieses Landes um eine kleine Facette bereichert.

6 Zusammenfassung

Kommen wir zum Resumee: Das Objekt aus dem Bestand des *vorarlberg museums* kann für sich alleine, das heißt ohne näheren Begleittext, gezeigt werden. Es verweist auf die Unwirtlichkeit früherer Lebensbedingungen und deren Begegnung mit ausgeprägter Volksfrömmigkeit, die heute allerdings vielfach kaum mehr verstanden wird.

Betrachten wir das Bild nicht nur volkskundlich, sondern fächerübergreifend in seinem historischen Kontext, dann eröffnen sich neue Sichtweisen. Berücksichtigen wir das Wissen der Menschen um den Inhalt des Objekts, dann erschließen sich weitere, auf den ersten Augenschein nicht zu vermutende Blickwinkel. Kooperation, interdisziplinäres Arbeiten und der Einsatz eines erweiterten Sammlungsbegriffs, der auch das Wissen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen mit aufnimmt, sollten wichtige Wegbegleiter unserer Arbeit in den nächsten Jahren werden.

Die Wahrnehmung von außen ist oft von zentraler Bedeutung, wenn es um den Blick auf die Geschichte und Gegenwart des Landes geht. Menschen, die nach Vorarlberg gekommen sind, oder jene, die das Land verlassen haben, verfügen meist über eine geschärfte Beobachtungsgabe beziehungsweise über die kritische Distanz. Unser Frankreich-Auswanderer hat jenes Erlebnis, das ihm am meisten zugesetzt hat, detailreich schriftlich festgehalten. Und er hat uns damit zu einem nun umso bedeutenderen Objekt verholfen.

Nun ist Wanderung nicht gleich Wanderung. Ich habe als Zehnjähriger angefangen, meinem Vater sei's gedankt, in den Bergen zu wandern, ja, mehr noch, auf die Gipfel zu steigen. Der Piz Buin war auch gleich mit dabei. Ich hatte die aus heutiger Sicht glänzende Idee, meine Erstbesteigungen schriftlich festzuhalten und so schrieb – ich sag's gleich: ziemlich irritiert – am 1. August 1975: „Erstbesteigung der Versalspitze“ – irritiert deshalb, weil die Karte wies den Berg als Versalspitze aus, während mein Vater immer nur von der Versailspitze sprach. Es sollte über 30 Jahre dauern, bis ich zufällig auf des Rätsels Lösung stieß. Bei einem Zeitzeugeninterview mit einem Pionier des Tourismus erzählte mir mein Gesprächspartner von seinem Vater, der in jungen Jahren noch als Saisonarbeiter in Frankreich gearbeitet habe – sie erinnern sich: Wanderung ist nicht gleich Wanderung!

Dann kam die Zwischenkriegszeit und weitere Verbote eines einmal blühenden Fremdenverkehrs machten sich in Vorarlberg wieder breit. Der Franzosengänger wollte nun auf den Tourismus umstellen und zu diesem Zweck eine Schutzhütte in unmittelbarer Nähe zur Versalspitze bauen, also eine Art „Versalhaus“. Zielpublikum sollten vor allem die Franzosen sein, rechnete sich doch der Wanderarbeiter gerade in seinen alten Bekanntenkreisen große Marktchancen aus. Um die Marke griffiger zu machen, so erzählte mir der Zeitzeuge, änderte der Junggastronom in seiner Werbung kurzerhand und natürlich inoffiziell den alten Flurnamen „Versal“ auf „Versail“ um, was bei den Franzosen doch viel vertrauter klingen sollte.

Es mag nur ein einfacher Selbstlaut namens „i“ sein, und doch scheinen mir genau diese Geschichten die i-Punktchen bei der Darstellung Vorarlberger Kulturgeschichte zu sein. Wohl wissend, dass wir nicht immer 30 Jahre warten können, bis wir zur Erkenntnis gelangen. Das *vorarlberg museum* soll eben auch jener Platz werden, wo eine permanente Selbstbefragung dessen durchgeführt wird, was uns definiert. Wer sind wir, was wären wir gerne oder wie stellen wir uns selbst in unseren eigenen persönlichen Umfeldern – mehr oder weniger gerne – dar. Die Betonung liegt auf „Fragen stellen“ und nicht auf „Antworten geben“.

Und noch was: ich zitiere abschließend nochmals aus dem Tagebuch des Auswanderers: „Jener große Stein, welcher unter diesem Kirchlein neben der Straße ist, hat die Lawine aus dem Reuthetal herab gebracht, und unter dem Kappele beim äußern Fenster an der Mauer liegen lassen, im Frühling hat man ihn unter die Straße gewälzt.“ [Zitatende] Und auf diesem Stein können Sie heute noch die Jahreszahl 1817 eingeritzt sehen. Mit anderen Worten: Begeben wir uns vom Objekt im Museum hin zum kulturlandschaftlichen Kontext seiner Herkunft, dann haben wir vielleicht den Schlüssel für ein umfassendes Verständnis des Objekts gefunden.

Vermitteln lassen sich die Objekte und die dahinter stehenden Geschichten allemal. Geeignete Erzählerinnen und Erzähler werden wir finden.

Auf dem Stein ist übrigens auch die Jahreszahl 1910 eingeritzt, die ... nein, mehr erzähle ich heute nicht und freue mich schon darauf, Sie alle im nächsten Jahr im neuen *vorarlberg museum* begrüßen zu dürfen. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!